

Schwere Notzeiten

Für die Siedler waren die ersten Jahre nach der Grund- und Bodenzuweisung wirtschaftlich nicht nur magere Jahre, sondern anhaltende Zeiten schwerster Nöte und unzähliger Entbehrungen. Von den Regierungsstellen wurde zunächst den Kolonisten aus der Moldau bezogenes Vieh zur Verfügung gestellt, das später durch eine hochwertigere Rasse aus österreichischen Landschaften ersetzt wurde.

Die Felder lieferten Kartoffeln, Korn und Flachs. In den Gärten wurde das notwendigste Gemüse angepflanzt. Der Kukuruz (Mais!), den die Deutschböhmen erst in der Bukowina kennenlernten, gedieh in dem rauhen Waldtal nicht. Die älteren Bewohner des Dorfes konnten ein Lied von schweren Notzeiten singen. Das Jahr 1846 war ein Missjahr: Die Kartoffeln verfaulten auf den Äckern wegen eines anhaltenden Regenwetters. Die Dörfler mußten zu alledem noch Steuern entrichten. Sie waren nicht wie andere Siedlungsdörfer in den ersten Jahren steuerfrei.

Die letzte Hoffnung war der Kaiser, an den die Siedler 1847 und 1848 Bittgesuche richteten, in denen die jämmerliche Notlage in der Gemeinde deutlich hervorgehoben wurde. Besonders große Sorge bereitete den Siedlern die Erhaltung einer militärischen Grenzwahe. Vom Kaiser erwarteten sie die Entsendung einer unparteiischen Kommission, die die Hilfsbedürftigkeit der Gemeinde untersuchen sollte.

Die Siedler der jungen Gemeinde ließen sich, trotz aller Schwierigkeiten, nicht entmutigen und rackerten nahezu bis zur Erschöpfung. Aus dieser urwaldartigen Wildnis sollte eine Siedlung ganz nach eigenen Vorstellungen entstehen. Sie waren zur Überwindung der



anstehenden Schwierigkeiten bestens gerüstet von ihrer böhmischen Heimat her, Ihre Dörfer im Böhmerwald waren ihnen Vorbilder. Fast jeder Siedler war nahezu ein vollwertiger Handwerker. Er verstand den Hausbau, fertigte seine Schuhe aus Ahornholz, machte die notwendigen Holzschüsseln und Löffel. Alle notwendigen Wirtschaftsgeräte wurden in „eigener Werkstätte“ angefertigt, Ja sogar das Joch für die Zugtiere und Schubkarren wurden angefertigt. Nur Metallteile wurden vom „richtigen Fachmann“ hergestellt. Im nördlichen Teil des Dorfes war die „Festl-Schmiede“ wohl die älteste. Als bald waren auch Spinnräder und Webstühle in der jungen Dorfgemeinde vorhanden. Die Spinnräder waren zunächst nach alten Vorbildern aus Böhmen oder Österreich. Sie waren noch etwas schwerfällig, aber sie erfüllten ihre Aufgabe

großartig. In späteren Jahren wurden schöne und vor allem praktische Spinnräder angefertigt.

Die Hausfrau spann mit ihren Töchtern den selbstangebauten Flachs, der bis zu seiner letzten Verarbeitung mit dem Spinnrad einen langen Vorbereitungsweg durchmachen mußte. Aber davon später mehr Einzelheiten.

In den langen Winterabenden trafen sich einzelne Gruppen - auch geselligkeits halber - mit den Radeln und Rufen, die sogenannte „Rockaroas“,¹ wobei nicht nur die Hände, sondern auch der Mund viel Arbeit leistete. Das Licht lieferten ursprünglich Buchenspähne, die vorher im Ofen gründlich getrocknet wurden. Später spendeten Talg und Öllichter die Helligkeit bis schließlich die Petroleumlampe ihren Siegeszug antrat.

An elektrische Beleuchtung dachte damals noch kein Mensch, obwohl der Humorfluß mit seinen Nebenbächen sehr geeignet gewesen wäre kleine Elektrizitätswerke zu errichten.

In den abendlichen Spinnstuben hörten die Kinder der Dörfler noch oft von ihrer deutschböhmischen Heimat, von der großen Not der ersten Siedler. Nach getaner Arbeit ruhten

¹ Gemütliches Treffen beim Spinnen mit Spinnrädern

die Spinnräder und ein frohes Singen schloß sich an. Das Singen gehörte nahezu zum Wesen der Buchenhainer.

Auch lustige Begebenheiten wurden aufgefrischt und so wurde diese Art der Unterhaltung, des Beisammenseins, direkt ein Bedürfnis für die Dörfler. Es gab ja sonst keine Unterhaltungsmöglichkeiten als diese, die von Fall zu Fall von den Siedlern selbst gestaltet wurden. Während die Frauen und Mädchen mit dem Spinnrad beschäftigt waren, saßen zunächst die Männer auf der Ofenbank und fertigten notwendige Gebrauchsgegenstände mit ihrem Schnitzmesser. Beim allgemeinen Singen waren sie natürlich auch gleich dabei!

Eine nette Begebenheit, die sich bei der Ankunft der Siedler in Radautz zugetragen hat, wurde besonders gerne aufgefrischt. Einer der Kolonisten soll einen Hund gehabt haben, den er bereits im ehemaligen Heimatdorf in Böhmen zum Tabakholen abgerichtet hatte. Bereits in Böhmen leistete der Hund wertvolle Botendienste für seinen Herrn. Nachdem hier in Radautz längere Wartezeiten in Aussicht gestellt wurden, machte der Hundebesitzer seinen „Tabakholer“ mit einer Trafik in Radautz bekannt. Nach einiger Zeit wurde der Hund, mit einem Körbchen im Maul, zum Trafikanten in Radautz geschickt. Der Hundebesitzer wartete vergebens auf die Rückkehr seines Boten. Nachdem der Hund schon mehrere Tage ausblieb, glaubte der Hundebesitzer, daß sein Tier zugrunde gegangen sei, nachdem zur damaligen Zeit vergiftetes Fleisch zur Bekämpfung hauptsächlich der Füchse und Wölfe ausgelegt wurde.

Nach 14 Tagen kehrte der Hund zurück und dessen Herr traute seinen Ohren nicht, als er die Stimme seines Hundes hörte. Der Hund war abgehetzt und abgemagert, holte er doch, wie er das schon jahrelang gewohnt war, den Rauchtobak in Böhmen. Niemand hätte dies jemals geglaubt, wenn nicht im Körbchen, das der Hund im Maul trug, ein Brieflein des Trafikanten aus Böhmen gewesen wäre mit einer kurzen Mitteilung: „Lieber Freund! Solltest du nochmals deinen Hund um Rauchwaren zu mir schicken, dann schreib uns, wie es dir in deiner neuen Heimat geht.“ Der Trafikant ließ an alle alten Bekannten herzliche Grüße übermitteln.

Auch der Webstuhl wurde von einzelnen Siedlern selbst gezimmert und von dem jeweiligen Mann bedient. Erst in späteren Jahren wurde der Webstuhl von Frauen betätigt. Mit dem Weben konnten viele Nöte behoben werden. Zunächst wurde aus gesponnenen Flachs feine und grobe Leinwand hergestellt. Die hergestellte Leinwand wurde dann in den Frühlings- und Sommermonaten gebleicht. Dazu konnten schon die Kinder behilflich sein. Die Leinwand wurde in Bachnähe ausgebreitet, des öfteren mit Wasser begossen und von der Sonne wieder getrocknet. Aus der feinen Leinwand wurde Bettwäsche, Strohsäcke, ja sogar Unterwäsche hergestellt. Oft war die Bekleidung der Kinder vollständig aus Leinwand angefertigt. Nicht mehr brauchbare Wäschestücke wurden in Streifen geschnitten, mit dem Spinnrad leicht gedreht und dann „Fleckerlteppiche“ angefertigt. Auf diese Weise kehrte schön langsam der Wohlstand in der jungen Gemeinde ein.